Dwars in den Weg.

Erzählung von Eugenie Rosenberger.

(14. Fortsetzung und Schluß.)

Für Melitta konnte es nichts Heilsameres geben, als dieses regelmäßige, ruhige Leben mit den täglichen Gängen in der reinen, frischen Höhenluft. Das Gefühl der Kraft und Gesundheit war ihr zurückgekehrt; ihre Züge rundeten sich, die Augen hatten auf's Neue den ihnen eigenen Glanz, und die Wangen begannen sich zu röthen.

Der Winter war vergangen und der Frühling bereits im Anzug, als eines Morgens ein junger Bauer vom Dorfe auf den Hof geritten kam und zum Fenster hinein seine Bestellung machte: „Viele Empfehle von der Frau Pastern, und der Herr Paster hätte heute Nacht den Schlag gekriegt und würde wohl nicht wieder werden."

Auf das Aeußerste bestürzt, ließ der General sogleich anspannen und fuhr mit seiner Frau zu den alten Freunden hinunter.

Sehr ergriffen kamen sie zurück. Der Vater ging schweigend in seine Stube, die Mutter berichtete den Töchtern. Der Zustand des Kranken war nach dem Ausspruche des Arztes hoffnungslos, doch wäre er bei Besinnung, denn als sie an das Bett getreten wären, hätte er nach oben geblickt, als ob er sie auf das Wiedersehen jenseits hätte vertrösten wollen; die Kanzel aber würde er nie wieder besteigen.

Traurig saß die Familie Abends um den Tisch.

„Nun wird wohl bald ein neuer Pastor kommen," sagte Armgard mit Thränen in den Augen.

„Für's Erste vertreten ihn die benachbarten Amtsbrüder," meinte die Mutter, „aber bald wird die Stelle wohl ausgeschrieben werden müssen."

Melitta sah lebhaft auf, wurde roth und schwieg.

„Haben Sie vielleicht einen Kandidaten in petto, Fräulein Melitta?" Der General sprach es mit einem schwachen Versuch, zu scherzen.

„Ich dachte nur unwillkürlich an den Bräutigam meiner Cousine, Dr. Ernst, der jetzt an einem Gymnasium angestellt ist; er hat mir so sehr gefallen."

„Ernst?" fragte die Generalin. „So hieß ja der Pastor, den wir damals so gern wollten, als die Gemeinde unseren guten Sauertopf vorzog. Erinnerst Du Dich, Hans?"

„Der ist jetzt Superintendent in Hallwinkel, so viel ich weiß."

„Das ist der Vater von meinem Vetter," erklärte Melitta. „Als ich ankam, war meine Cousine eben in Hallwinkel bei den Schwiegereltern."

„Das wäre doch ein merkwürdiges Zusammentreffen," sagte die Generalin. Ihr Mann bat: „Erzählen Sie uns doch Näheres von dem Bräutigam Ihrer Cousine." Aufmerksam hörte er zu, während Melitta den Vetter zu beschreiben versuchte. „Ich bin aber parteiisch," schloß sie, „sie sind mir so lieb, und ich gönnte es ihnen so, und ich glaube, sie würden vorzüglich hierher passen."

Der General überlegte ein Weilchen. Dann sagte er: „Schreiben Sie doch an Ihren Vetter und fordern Sie ihn auf, einmal hier vorzusprechen. Ueber die Probepredigt kann man ja verhandeln, wenn die Zeit kommt."

Melittas Gesicht strahlte.

„Gleicht Dir Deine Cousine?" — „Ist sie ein bißchen wie Du?" forschten Emmy und Armgard.

„O nein, nein! — Sie ist blond und stattlich und viel netter!" —

5.

Emmy, Melitta und Armgard saßen beieinander und besserten die Gardinen nach der Frühjahrswäsche aus, als der General in's Zimmer trat und rief: „Bei diesem Sonnenschein hockt Ihr in der Stube, Mädchen? Hinaus mit Euch! 'naus! 'naus! Immer 'naus!" wie unser alter Doktor sagt."

„Mich lockt's schon lange, Papa!" Armgard legte sofort ihre Arbeit nieder. „Folgt mir, Kameraden! Ich gehe alleweile in den Wald!"

Melitta sah zögernd auf Emmy. „Geht nur," erklärte diese. „Ich mache nur noch ein paar Stiche; ich hole Euch schon ein."

Langsam gingen Armgard und Melitta voraus. Als sie den Fahrweg überschreiten wollten, wurden sie durch einen mächtigen Buchenstamm aufgehalten, der auf drei Räderpaaren von einer Reihe Ochsen zu Thal gezogen wurde.

„Sieh doch, welch ein riesiger Baum!" sagte Melitta. Armgard hörte sie nicht. Ihr Blick haftete an einer Stelle, die verjährte Einschnitte aufwies; die hochgewölbten, zerrissenen Narben zeigten, daß es lange her sein mußte, seit die Rinde geritzt wurde, aber doch war ein Herz zu erkennen, und darin verschlungen ein H. und E. Armgard sah bewegt aus.

„Bitte, Melitta, laß uns einen anderen Weg nehmen. Und nicht wahr, Du sagst hiervon nichts? — Zu Niemand? — Es könnte ihnen vielleicht weh thun."

„Darüber sei ganz ruhig." Melitta rührte die Zartheit, mit der Armgard, ahnungslos, daß sie die Zeichen zu deuten wußte, vermied, Emmy zu nennen.

Nach einer Weile kam Emmy ihnen nach; sie gingen zusammen bis an die „Weihnachtsfichte". Dort trafen sie Ralph. Es schien fast, als habe er sie erwartet; er hielt ein winziges Sträußchen in der Hand, Kellerhals, ein paar Leberblumen und Anemonen und etwas Efeu.

„Hier —" wandte er sich an Melitta, „der Pochernwald sendet Ihnen den ersten Frühlingsgruß!"

Melitta nahm die Blumen mit freundlichem Dank.

„Kommst Du nicht mit, Ralph?" fragte Armgard. „Wir müssen jetzt wohl umkehren."

Er begleitete sie und war besonders aufgeräumt und gesprächig. Zu Hause trat Armgard, gefällig wie immer, mit einer kleinen Vase zu Melitta.

„Hier, stecke Dein Sträußchen gleich in's Wasser," sagte sie liebenswürdig. Dann, als Melittag zögerte: „Wo hast Du es denn?"

„Ich — ich habe es verloren —"

Melitta war sichtlich verlegen.

Ralph verabschiedete sich nach einer Weile; Niemand versuchte, ihn zurückzuhalten.

Abends, als Melitta im Begriff war, sich auszukleiden, fand sie auf ihrem Spiegeltisch ein zusammengefaltetes Blatt mit der Aufschrift: „Für Dich allein" in Armgards Handschrift. Sie schlug es auseinander und las:

Es fällt der fäulengleiche Baum
Schnell unter mächt'gem Beileshiebe,
Damit auch nicht ein Schattentraum,
Auch nicht ein Waldeszeichen bliebe.

Denn lange, lange Zeit mags sein,
Da schnitten zwei in seine Rinden
Zusammen ihre Namen ein.
O sel'ger Tag in Waldesgründen!

Sie liebten sich, sie trennten sich
Und fanden beide nie sich wieder.
Und durch das Waldesrauschen schlich
Kein Echo ihrer Jugendlieder.

Da öffnete sich leise die Thür; Melitta hatte nur eben Zeit, das Blatt in ein Buch zu schieben, ehe Emmy eintrat.

„Ach, Melitta," sagte sie, „war denn das nöthig? Mußtest Du das Sträußchen verlieren?!"

„Ja," gab Melitta leise zurück. Emmy ging auf und nieder; sie konnte Melittas Gesicht nicht sehen, denn diese dürstete mit gesenktem Kopfe ihr Haar.

„Ist es denn gar nicht möglich," begann sie endlich wieder, „daß einer sich die Erlebnisse des anderen zunutze macht? Muß denn jeder seine eigenen Erfahrungen machen? Kann man nicht wenigstens das von einem verunglückten Leben haben, daß man Jemand, den man liebt, vor dem gleichen Schicksal bewahren kann? — Meinst Du, Melitta, ich wüßte nicht, was all' diesem zugrunde liegt? — Als ob ich nicht gesehen hätte, wie Du unruhig wirst, wenn die indische Post fällig ist, wie Du aufgänzest, wenn Du einen Brief von Fanny hast, wie Du dann die Enttäuschung nicht verbergen kannst und tagelang bedrückt bist, weil er nicht enthält, was Du erwartest. Und worauf wartest Du? Der Mann kann selbst mit Feder und Tinte umgehen, und wenn er nicht schreiben will, hätte er längst einen Gruß senden können. Du wartest auf etwas, das niemals kommen wird. Du verlangst nach dem Mond und greifst nach den Sternen, und das Gute, das vor Deinen Füßen liegt, siehst Du nicht. Kannst Du denn keinen Strich machen und ein neues Leben anfangen? — Die Menschen nennen das Treue, wir halten es selbst dafür, und es ist doch oft nichts als Schwerfälligkeit und Eigensinn. Wie ein unartiges Kind sagt man zum Schicksal: „Wenn ich das nicht haben soll, will ich gar nichts." Und Ralph ist wohl des Opfers werth. Sieh, ich will ganz aufrichtig mit Dir sprechen. Sein Vater war hier wenig beliebt. Wäre er hierher gekommen, hätte sich ein hübsches Haus gebaut und schlecht und recht unter uns gelebt, man hätte ihn gefeiert als den ausgezeichneten und hochverdienten Mann, der er war. Aber er baute sich eine Burg, wie sie in unsere Zeit nicht mehr paßt; man erzählte sich, wie er sich den Adel verschafft habe; er liebte nicht, auf seine Berühmtheit angeredet zu werden, und die umwohnenden Familien hielten sich zurück. Mit dem Sohn ist das anders. Er ist seinen Weg ernst und streng gegangen. Der Vater ließ ihn beständig fühlen, daß er nicht gleich ihm begabt war, aber Mutter und Sohn hingen mit Zärtlichkeit aneinander. Ralph trägt sie auf Händen, wie Du selbst gesehen hast. Er hat sich seine Stellung gemacht. Es müßte ihm wünschenswerth sein, in eine der angesessenen Familien zu heirathen, und er wäre überall willkommen, und er wählte Dich, die Du fremd bist und bürgerlich; etwas Vermögen muß ihm erwünscht sein, und er wirbt um Dich, die Du keins hast. Eine so reine, uneigennützige Liebe ist wohl etwas Seltenes heutzutage und etwas sehr Köstliches; es ist doch wenigstens der Ueberlegung werth. Und nun zu sehen, wie ein anderer solch ein Juwel, solch ein seltenes Glück achtlos von sich stößt —"

„Nicht achtlos," schaltete Melitta ein. Aber Emmy fuhr fort:

„Sieh, wie gut es der liebe Gott mit mir meinte. Er nahm mir ein Glück, das keins war, denn ich wäre ja verkommen an Leib und Seele mit einem Charakter, wie der von Heinrich sich gezeigt hatte. Ein Jahr nachher verlor mein Vetter Wedel seine Frau, und nun kam er und bat mich, bat mich wiederholt auf das Herzlichste und Zarteste, seinen Kindern eine Mutter zusein, und die Eltern wünschten es auch so sehr, und ich konnte mich nicht entschließen. Einmal hatte ich geliebt, einmal und nicht wieder, sagte ich mir. — Und nun heirathete er eine Wittwe aus der Nachbarschaft, eine vornehme Erscheinung. Sie meinte es vielleicht nicht so schlimm, aber sie hat wohl überhaupt nicht viel Herz und etwas Sarkastisches und Kaltes in ihrer Art, wie es Kinder nicht ertragen können, denn Kinder brauchen Liebe und Güte. Der Sohn verließ das Vaterhaus, um es nie wieder zu betreten, und die Tochter wollte auch fort, um jeden Preis. Sie verlobte sich gegen den Willen des Vaters mit einem Manne, der trank und als brutal bekannt war. Sie sah dann freilich ihren Irrthum ein und wollte noch kurz vor der Hochzeit zurücktreten, aber das gab Wedel nicht zu. Eine Tochter von ihm bräche ihr Wort nicht. Sie ist dann nach langen bösen Jahren geschieden worden, aber der Sohn ward ihm zugesprochen. Sie vertritt jetzt die Stelle der Hausfrau in einer reichen Familie in Kassel. Alle Jahre, wenn der Mann in Karlsbad ist, besucht sie ihren Walter. Der arme Junge ist seinem Vater ein Dorn im Auge; er wurde während der Scheidung geboren, war immer welk und ist jetzt ganz verkümmert. Wenn sie fortgeht, klammert er sich an sie und bittet sie verzweifelt, sie möchte ihn mitnehmen. In diesem Sommer war sie bei uns, weinte so herzbrechend und sagte mir mit der Rücksichtslosigkeit des Unglücks: „Hättest Du damals Papa geheirathet, es wäre alles, alles anders." — O," fuhr Emmy fort und schlug die Hände vor das Gesicht, „wenn wir einst Rechenschaft geben sollen von jedem unnützen Wort, wie soll ich dieses Nein vertreten!"

Ohne sich umzusehen, verließ sie das Zimmer.

Am nächsten Morgen begegnete ihr Melitta, die fertig zum Ausgehen in die Thür trat.

„Soll ich Dich begleiten?" fragte sie.

Aber Melitta lehnte dankend ab: „Ich möchte eben jetzt lieber allein sein." Sie ging in ernsten Gedanken den Waldweg hinauf. Emmys gestriger Ausbruch hatte sie erschüttert; sie fühlte tief, wie Menschen thun, die sich nicht leicht äußern können. Hatte Emmy nicht vielleicht recht? Faßte sie wirklich nach den Sternen und ging achtlos an dem vorüber, was ihr zum Glück werden konnte? Sie versuchte, sich vorzustellen, wie es sein würde, wenn sie, wie Emmy sich ausdrückte, einen Strich machte und ein neues Leben anfinge. Und wie am ersten Tage führten sie ihre Schritte unbewußt auf die Felsenkanzel, und sie sah hinüber, wo das alte Gemäuer der Pochernburg sich zeigte.

Dort also, in diesem abgeschiedenen Fleckchen Erde, würde sich ihr Dasein abspinnen. Den Freunden auf Schloß Ried würde sie nahe sein, mit Emmy und Armgard schwesterlichen Verkehr haben. Behütet und geliebt würden ihre Tage hinfließen; der Freundeskreis in Hamburg, Fanny vor allen, würde sich mit Recht über eine solche Heirath freuen. Ralph war ein goldener Charakter und ein intelligenter Mensch, wenn auch kein bedeutender; im Zusammenleben mit ihr würde er das Verständniß ihres früheren Lebens wohl gewinnen, soweit das möglich war. Die Mutter, diese liebe, mütterliche Mutter, würde sie an ihr Herz nehmen, ihre Stütze und ihr Trost sein. — Trost?! Heirathet man einen Mann, um Trost bei seiner Mutter zu suchen? — Und was ist das für eine Seelengemeinschaft, die man sich erst erwerben muß? — Diese Leute alle, so gütig, so vortrefflich, so wohlunterrichtet sie waren, gehörten nicht zu ihrer Welt; es gab ein Interessengebiet, in das sie ihnen nicht folgen, ein anderes, in dem sie heimisch war, das sie ihnen nicht erschließen könnte. Emmy stand an echter Bildung und innerer Reife weit über Fanny, und doch war sie sich Emmy gegenüber in tiefster Seele einer trennenden Schranke bewußt, die sie bei Fanny trotz eigener geistiger Ueberlegenheit nie empfunden hatte, so viel that die Gemeinsamkeit der gewohnten Anschauungen, der angezogenen Begriffe. Ralph würde sie lieben und bewundern wie einen seltenen, eigenartigen Schatz, aber manches Mal würde sie im Vaterland wie in der Fremde sein, wie Melusine würde sie in ihres Mannes Hause leben. In den Augen ihrer jetzigen Umgebung war der Kaufmann nicht, wie er ihr erschien, der Träger der Kultur, der Vorkämpfer im großen Wettbewerb der Völker, — ihnen war er doch im Grunde der Krämer, der um eigenen Gewinnes halber sich um Geld und Gut abmüht. Sie wußten über Schiffe und Schiffahrt, was gebildete Leute heutzutage darüber wissen, aber das ganze Getriebe, die Welt der Arbeit, die selbstverständliche Tapferkeit des Berufs, die Kette der Kräfte, die den Erdball umspannen und sich die goldenen Eimer reichen — das alles waren für sie erworbene Begriffe, und ihr war es Leben, wirkliches, frisches, gewaltig pulsirendes Leben. Unwillkürlich richtete sie sich auf, als ob sie eine Last abwürfe. Nein, nein! Und abermals nein! Hierher gehörte sie nicht!

Viel weltentlegener als diese Heimstätten liegt das Bungalow auf der Spitze vor Pulo Barri; auch dort rauscht es in den Wipfeln und schäumt es in der Tiefe, aber hinter den leichtgefiederten Palmen hebt sich ein dunkelblauer Streif gegen den Himmel ab. Das ist die große Heerstraße der See: da ziehen sie entlang, die fernen Dampfer, wie mattgraue Striche mit feiner Rauchfahne, und die mächtigen Segler schweben am Horizont wie leichte Sommerwölkchen. Melittas Herz weitet sich bei dem Gedanken.

Greift sie wirklich nach den Sternen? — Weshalb läßt er sie Monat um Monat ohne Gruß, ohne Nachricht? Vergessen hat er sie nicht; wie sollte Volckardt sie vergessen! Er, der mit ihr sprach, da er sie wiederfand, als hätte er sie gestern verlassen. Ein Grund lag allerdings nahe. Volckardt liebt schlanke, bräunliche Frauen mit zarten Farben und Formen. So versprach sie einst zu werden, so war die Frau, die er verloren hatte. Sie glichen sich in ihrem äußeren Typus, sie hatte es wohl bemerkt. Und als er sie wiederfand, das Haar glanzlos und verfilzt, Gesicht und Arme bis zur Unkenntlichkeit von offenen Wunden und Hautlappen entstellt! — Mann bleibt Mann, — auch wenn der frische, schreckliche Verlust der Frau solche Gedanken damals hätte aufkommen lassen, war es nicht übergenug, um jeden abzuschrecken? — Gewiß jeden, aber nicht Volckardt. Nein — Volckardt nicht. An sich hätte sie zweifeln können, aber nicht an ihm. Und wenn er nun kam, und sie hätte den Strich gemacht gegen ihr Gewissen, gegen ihr innerstes Gefühl? — Nein, nein, und abermals nein! — Auch wenn er niemals käme. „Bleib nur Dir selber treu," hätte er gesagt, wenn sie ihn hätte fragen können. Sie warf noch einen Blick hinüber auf die Pochernburg. Ruhig und einig mit sich, wandte sie sich dann zum Gehen.

Als sie durch den Wald schritt, sah sie Ralph kommen. Sie gingen beide gleichmäßig weiter; als sie sich erreichten, blieb Ralph stehen. Er behielt den Hut in der Hand und sah sehr ernst aus; offenbar wollte er ihr Gelegenheit geben, ihn anzureden, im Falle sie die gestrige Zurückweisung wieder gut machen wollte. Aber sie senkte nur grüßend den Kopf und ging vorüber. Sie fühlte, wie er ihr nachsah, und empfand die Bitterkeit, die in ihm aufstieg. „Ich hatte kein leichtes Leben; jederzeit habe ich mein Bestes gethan, und weiter habe ich nichts gehabt, und nun — noch das!"

Als sie zurückkehrte, rief ihr Armgard entgegen:

„Dein Vetter Ernst ist da! Ich wollte ihn zu Papa führen, aber er wollte zuerst Dich sprechen. Mama sagte, das wäre ganz richtig, und ich habe ihn in den blauen Salon „gelassen", wie Malchen sagt."

Beschleunigten Schrittes trat Melitta in das bezeichnete Zimmer. Der Gast stand am Fenster und kehrte sich bei ihrem Eintritt zu ihr. Das war nicht Ernst. Ernst war größer; er hatte nicht so breite Schultern; er war nicht so sonnenverbrannt, so hell von Haar; es strebte ihm nicht über der Stirn in die Höhe. Nein — das war nicht Ernst....

Langsam trat Volckardt auf sie zu und breitete ihr die Arme entgegen, und aufathmend schritt sie vorwärts. Was nun geschah, ob sie sprachen, was sie sagten, das wußten später beide nicht mehr. Aber nun saß sie neben ihm, den Kopf an seiner Schulter, in seinen Arm geschmiegt, Thränen der tiefsten Erschütterung, der seligsten Freude in den Augen.

Ja, da war es, das Glück, das echte, rechte, das wahre, das einzig mögliche Glück, von dem es auch heißen kann: ein Tag in seinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend.

Hier war kein Schwanken und Ueberlegen. Sie kam zu ihm, wie der verwehte Vogel zum Neste zurückkehrt, und als er sie an seine Brust nahm und sie seine Stimme wieder hörte, hatte sie alles wieder, was sie je verlor. Vater- und Mutterliebe, die alte Heimath, ihre Jugend, ihre Kindheit, alles lebte in ihr in ihm wieder auf.

Nun waren die Dinge bald erklärt; er hatte nicht schreiben wollen, ehe das Trauerjahr um war. „Das war ich meiner armen Annie und ihren Eltern schuldig," — aber er war wiederholt bei Fanny gewesen, hatte sich nach Melitta erkundigt, sie grüßen lassen, und Fanny, die ihr jede Kleinigkeit ihres Haushalts, jedes Vorkommniß in ihrer Kinderstube mittheilte, hatte hiervon nichts gesagt. Melitta begriff wohl, weshalb. Sie hatte ihr die Pochernburg beschrieben, und Fanny hatte schneller als sie selbst die Neigung des jungen Burgherrn herausgefühlt und den Gang der Ereignisse nicht durch Erinnerungen an den Jugendfreund beeinflussen wollen. Die kleine Patrizierin mochte auch in Volckardt den Gärtnerssohn nicht ganz vergessen können.

Plaudernd hielt Volckardt Melittas Handgelenk umfaßt.

„Ja," sagte sie, seinem Blicke folgend, „der Reif hat mir täglich gefehlt."

Volckardt zog ihn hervor und streifte ihn über ihren Arm. „Ich hoffe, von diesem brauchst Du Dich nicht wieder zu trennen."

„O, wie hast Du ihn wiederbekommen?" rief sie erfreut.

„Es ist derselbe nicht; ich habe Dir einen anderen gehämmert. Aber noch etwas bringe ich Dir, das Du nicht erwartest." Er entnahm seiner Brieftasche ein enaebedrucktes überseeisches Zeitungsblatt. „Das hat mir Hahn noch im letzten Augenblick an Bord gebracht. Er hat Dir nicht voreilig die betreffenden Depeschen mittheilen wollen und will nicht schreiben, bis er seiner oder vielmehr Deiner Sache gewisser ist. Mit nächster Post erwartete er die Bestätigungen aus Colville. Unterdessen ist hier wenigstens die Taube mit dem Oelblatt. — Hier, der rothe Strich."

Es war ein Exemplar des Colville Messenger, der unter der fettgedruckten Spitzmarke: Gold!! seinen Lesern einen jener Glücksfälle mitzutheilen die Freude hatte, wie sie in diesen scheinbar unerschöpflichen Minendistrikten sich nicht allzu selten zu ereignen pflegen. Der unvorhergesehene Sturz der Talantas Kupferwerke, die bis dahin so reichen Gewinn abgeworfen hätten, wäre noch in aller Gedächtniß, besonders durch die infolge davon eingestellten Zahlungen der Colville Bank, die so viele in Wohlstand und Ueberfluß Lebende in bittere Noth und Bedrängniß gebracht hätte. Wie schon manchmal, hätte sich auch hier gezeigt, daß gerade die Größe des Unglücks zur Rettung geworden wäre, denn von dem Verkauf der Minen habe bei dieser vollständigen Entwerthung nicht die Rede sein können, und sie seien auf diese Art den Besitzern größtentheils erhalten geblieben. Um wenigstens etwas Nutzen aus dem Inventar zu ziehen, hätte man die zum Betrieb nöthigen Einbauten und maschinellen Einrichtungen verkaufen wollen und wäre bei den Abräumungsarbeiten am Abhange der Südostmine auf einen mächtigen Quarzgang mit reichlich eingesprengtem Gold gestoßen. Diese für den ganzen Bezirk so bedeutsame Entdeckung sei besonders dadurch merkwürdig, daß der leider inzwischen verstorbene Mr. M. Tschuschner seinerzeit an demselben Orte nach Gold gesucht, also damals schon auf der richtigen Fährte gewesen sei, ein Beweis mehr für die Findigkeit dieses um die Stadt so hochverdienten Mannes — usw.

Melitta ließ die Hand mit dem Blatte sinken. „Wie wunderbar!" sagte sie. Und dann, nach einer Weile näherer Besprechung, schloß sie: „Und nun müssen wir hinüber. Ich muß Dich vorstellen und ihnen alles erzählen."

„Alles?"

„Alles!" wiederholte Melitta, und beide lächelten.

Die Ueberraschung der Familie war groß, als sich anstatt des erwarteten Kandidaten ein indischer Bräutigam entpuppte. Er gefiel ihnen durchaus in seiner schlichten, sicheren Art. Das Gespräch bei Tisch war lebhaft und angeregt, immer aber wandten sich die Blicke auf Melitta zurück. So hatten sie sie noch nie gesehen, das Antlitz durchleuchtet von der Freude Licht. Nun lag in ihren Augen jener ruhige Schimmer vollkommenen Glücks, den in ihnen zu erblicken die Lebenssehnsucht ihres armen Vaters gewesen war.

Nach Tische setzte Volckardt seine Pläne für die Zeit auseinander, die er in Europa zuzubringen gedachte.

„Geht Du denn nun fort?!" sagte Armgard bestürzt zu Melitta.

„Wir beabsichtigen, morgen zu Pastor Remmerts zu fahren," erklärte Volckardt. „Wir müssen dorthin, als zu Melittas nächsten Verwandten, und der Onkel kann uns trauen. Er wird uns auch angeben können, wie man sich einen Dispens verschafft, um die Trauung möglichst zu beschleunigen."

„Hierin wenigstens können wir Ihnen behilflich sein," erklärte der General. „Der Vetter meiner Frau ist der dortige Staatsminister. Ich kann ihm noch heute schreiben, und Sie können den Dispens morgen, spätestens übermorgen, telegraphisch haben. — Aber warum bleiben Sie nicht bei uns? Sie können ja den Verwandten später Ihren Besuch machen. Wir telegraphiren an Ihren Vetter, den Kandidaten Ernst, der kann herkommen und Sie trauen und damit zugleich seine Probepredigt ablegen. Was meinst Du, Frau?"

„Ich habe auch schon daran gedacht —"

„Ich möchte es wohl gerne," sagte Melitta zögernd, der eine Traurede des Onkels und ein Aufenthalt im Pfarrhause mit Volckardt keine angenehme Vorstellung war. Und Armgard fiel lebhaft ein: „Das wäre herrlich! Du würdest in der Hauskapelle getraut und Ralph käme als Standesbeamter herauf wie bei fürstlichen Personen."

„Es wäre mir bei Weitem das Liebste," sagte Melitta, die nun plötzlich Emmys betretenen Gesichtsausdruck verstand, „aber der Onkel möchte es doch schmerzlich empfinden, wenn man ihn übergänge. Sie haben mich so gütig aufgenommen, ich möchte sie um alles in der Welt nicht kränken."

Dann holte sie das australische Zeitungsblatt und übersetzte ihnen lesend den Artikel, der ihr so goldene Aussichten für die Zukunft eröffnete. Den Zuhörern war es, als spiele sich vor ihren Augen ein Märchen ab.

Am nächsten Morgen saßen sie zum letzten Mal beisammen; man versuchte, Unterhaltung zu machen, aber es wollte nicht gehen. Der Wagen kam; man erhob sich, und Volckardt trat auf die Generalin zu. Er berührte ihre Hände ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen und sagte mit bewegter Stimme, es sei ihm nicht gegeben, auszusprechen, was er tief empfände, aber er bäte sie, zu glauben, daß weder er noch Melitta jemals vergessen könnten, wie viel sie ihnen zu danken hätten, und wie sie Melitta zu der Zeit, wo sie ganz verlassen gewesen wäre, zu sich genommen, ihr eine Heimath gegeben hätten, wo sie gesunden und sich nach all ihrem Leid hätte wiederfinden können. — Es wäre ja unwahrscheinlich, aber bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen doch immerhin möglich, daß einmal Jemand, an dem sie Antheil nähmen, nach Singapore käme; dann möchten sie nicht vergessen, daß sie dort Freunde hätten, auf die sie sich jederzeit verlassen könnten.

Keiner vermochte ein Wort zu sprechen; Armgard schluchzte. Die Generalin schloß Melitta mütterlich in die Arme und küßte sie mit leisen, warmen Worten. Dem General waren die Augen feucht; er legte Melittas Hand in seinen Arm und führte sie so über die Schwelle seines Hauses an den Wagen. Im Hintergrunde stand das Gesinde und sah dem Vorgang mit Theilnahme zu, und noch lange erhielt sich im Schlosse die Erinnerung an den goldenen Regen, der sich an jenem Morgen über sie ergossen hatte. Ein letztes Winken und Grüßen, und der Wagen rollte über die Brücke in den Wald hinein.

An einer Biegung des Fahrwegs, wo man durch eine Lichtung noch einmal Schloß Ried liegen sah, bog sich Melitta vor und sah zurück. Da standen auf der Terrasse noch immer die vier Gestalten und blickten dem schönen Sterne nach, der so unerwartet in ihr Leben getreten war und nun ebenso plötzlich daraus wieder verschwand.

(Ende.)

Jauch, der „Oberstleutnant Fisat".

Bei einem großen Feldlager, das der prachtliebende Kurfürst August II. von Sachsen im Jahre 1730 veranstaltete, in erster Linie, um urbi et orbi kundzugeben, wie ausgezeichnet seine nach dem Nordischen Kriege neu geschaffene Armee montirt und exerciert sei, war auch ein großes pyrotechnisches Kunststück vorgesehen, ein „Vivat" von kolossalen Dimensionen. Das Feuerwerk stieg und ward bewundernd angeschaut. Doch, was war das! Plötzlich flammten der Reihe nach noch fünf Buchstaben auf, und zu seinem lebhaften Schrecke mußte der Kurfürst constatiren, daß der fremdwortunkundige Feuerwerker an Stelle des verlangten „Vivat" ein „Fisat" construirt hatte. Was da zu thun? Zu ändern war nichts mehr. Aber Jauch, der commandirende Oberstleutnant Augusts, dem die ganze Inscenirung obgelegen hatte, wußte Rath. Er kundschaftete in der Person des Bibliothekars Sebisch einen gelehrten Mann aus, der nachträglich das ominöse „Fisat" zu Gunsten des kurfürstlichen Festveranstalters interpretirte. Es wäre das „Fisat", erklärte der Schlaukopf, nichts weiter, als die Anfangsbuchstaben folgender fünf Worte: „Fausta Jubila Fecerunt Augusti Tempora." Jauch aber hieß seitdem bis an sein seliges Ende der „Oberstleutnant Fifat".

Richard Wagner und sein Hund.

Richard Wagner war als Musikdirektor am Magdeburger Stadttheater in den mannigfachen Nöthen seines dortigen engen Lebens und Wirkens ein treuer Pudel der tröstlich erheiternde Begleiter. Bis in das Orchester folgte er seinem Herrn, und als er von dort wegen einiger allzukritischer Aeußerungen verbannt werden mußte, ließ er es sich wenigstens nicht nehmen, allabendlich nach einem Streifzuge durch die Stadt den geliebten Herrn am Theaterpförtchen treulich zu erwarten. Wahrscheinlich war es auch derselbe Pudel, der einst bei einem Besuche in der Sächsischen Schweiz dem kühnen Kletterer, als welcher sich Wagner stets ausgezeichnet, bis auf die steilen Felsen der Bastei nachfolgen wollte. Die Gefahr des Abstürzens für das Thier befürchtend, wirft ihm sein Herr von der Höhe herab sein Taschentuch zur Bewachung zu, aber das schlaue Geschöpf weiß nach kurzem Besinnen den schweren Conflikt der Treue — dem Herrn nachzufolgen und das anvertraute Gut zu bewachen — dadurch zu lösen, daß es das Tuch am Fuße des Felsens verscharrt und dann eiligst seinem Herrn nach auf die Felsenspitze klettert.

Trost in Thränen.

Meister Schulze aus Berlin ist von seiner Reise, die er sich aus „Standesrücksichten" leisten mußte, zurückgekehrt, macht es sich auf dem Sopha bequem und harrt der ersten kühlen Blonden, die ihm die Gattin spenden soll. Da kommt sein Jüngster, Max, in die Stube und schreit: „Vater, Mutter hat mir schon wieder mit bei olle Holz jehauen!" — „Na", sagt Vater Schulze tröstend, „beruhige Dir man, Max, von morgen an verhaue ick Dir wieder."

— Lakonisch. Doktor: Meine Dame, Ihnen ist thatsächlich nicht zu helfen! Dame (ängstlich verwundert): Weshalb nicht? Doktor: Einfach — weil Sie nicht krank sind!

— Günstig. Studiosus Brandes: Wo gehen wir nächsten Sonntag hin? Studiosus Siebel: Da schau'n wir uns einmal unsere Stadt an, die Schneiderinnung macht nämlich dann einen Ausflug.

Für die Küche.

Kartoffelbrei mit Brühe. 4 Pfund geschälte und zerschnittene Kartoffeln werden in Wasser weich gekocht, abgegossen, durch ein Sieb gerührt oder im Kartoffelquetscher zerdrückt, mit etwas Fleischbrühe angefeuchtet, mit reichlich zerlassener Butter, Salz und weißem Pfeffer unter fortgesetztem Umrühren auf gelindem Feuer wieder erhitzt.

Kraftsuppe mit Lungenstrudel. Man wiegt eine in Salzwasser abgekochte Kalbszunge recht fein, schwitzt in 2 Unzen Butter eine gewiegte Zwiebel hell an, giebt die gewiegte Lunge, Pfeffer, Salz, Majoran und etwas Mehl dazu, läßt alles einige Minuten unter beständigem Umrühren durchschmoren und füllt die Masse mit etwas guter Bouillon auf, doch so, daß die Fülle noch dick bleibt und sich zum Streichen eignet. Nun bereitet man aus ½ Pfund Mehl, zwei Eidottern und einem ganzen Ei, einer Prise Salz und ein paar Löffeln lauwarmem Wasser einen Strudelteig, den man mit der mehlbestäubten Hand untermengt und so lange mit Mehl bestreut und knetet, bis er sich vom Brette löst. Dann läßt man ihn 30 Minuten ruhen, wobei er mit einer erwärmten Schüssel verdeckt wird. Den mit etwas Mehl aufs neue vermengten Teig zieht man darauf auf dem mehlbestreuten Tisch messerrückendünn aus, streicht das Lungenmus darauf, rollt ihn zusammen und drückt mit einem runden Stab, am besten mit dem Stiel des Kochlöffels 2 Zoll breite Portionen aus, die man dann mit dem Messer durchschneidet. Die Schnittflächen drückt man noch mit dem Finger fest zusammen, damit keine Farce herauskann, und kocht die Schnitten dann ½ Stunde vor dem Anrichten in recht kräftiger Bouillon gar.

Gedämpfte Clams. Die gereinigten Clams werden mit ganz wenig Wasser fest zugedeckt, auf das Feuer gesetzt, wo man sie unter häufigem Umschütteln heiß werden läßt, bis die Schalen aufspringen. Nun entfernt man die Bärte und den schwarzen Theil und läßt das Muschelwasser mit etwas Pfeffer aufkochen. Sind alle Muscheln aus den Schalen befreit und geputzt, begießt man sie mit ihrem Wasser und läßt sie mit Butter, gehackter Petersilie und etwas Muskatnuß 10—12 Minuten dünsten. Beim Serviren werden sie mit Citronensaft beträuselt.

Rothkohl. Man entfernt von den Kohlköpfen die groben Außenblätter und die Strünke, hobelt ihn fein und dünstet ihn in zerlassenem Schweineschmalz nebst etwas Wasser eine gute Stunde. Dann fügt man ein bis zwei kleine Weingläser kochenden Essig, ein Glas Rothwein, einige geschälte, geviertheilte Aepfel, Salz und Pfeffer dazu, läßt den Kohl weich schmoren, stäubt einen halben Eßlöffel Mehl darüber, giebt nach Geschmack etwas Zucker oder Syrup und fein gestoßenen Kochkümmel dazu und richtet ihn an. Je länger und je langsamer der Kohl schmort, desto wohlschmeckender wird er.

Gebackenes Sauerkraut mit Schinken. Eine Puddingschüssel wird mit Fett ausgestrichen. Dann legt man eine fingerdicke Schicht rohes Sauerkraut hinein, streut einige Fettstückchen darauf, fügt eine Schicht geschälter, feinscheibig geschnittener Aepfel hinzu, die mit einer Schicht dünner roher Schinkenscheiben oder Scheiben von durchwachsenem Speck bedeckt werden und fährt so fort, bis die Schüssel fast gefüllt ist. Die oberste Schicht muß Sauerkraut bilden, welches dann mit fetter saurer Sahne begossen wird. Das Gericht muß zwei bis drei Stunden im Ofen backen.

Böhmische Marinade für Heringe. Man wässert die Salzheringe 12 Stunden in vier- bis fünfmal gewechseltem reinen Wasser, läßt sie dann ablaufen und legt sie 24 Stunden in Buttermilch, wäscht sie ab und übergießt sie im Steintopf mit folgender Marinade: in 1 Quart Essig und 1 Pint Wasser schneidet man 2 geschälte, in Ringen geschnittene Zwiebeln, 1 Petersilienwurzel, 10 runde Scheiben Sellerieknollen, 1 Pastinak, 6 handlange gelbe Möhren, 20 Wacholderbeeren, 6 Gewürznelken, 2 Lorbeerblätter, Pfefferkörner, Dill und grüne Peterstile. Nun kocht man diese Beize gut durch, seiht sie durch, schichtet das hübsch geschnittene Wurzelwerk zwischen die Fische, quirlt die Milch in 1 Glas Essig klar, fügt einen Theelöffel Zucker zu der Beize und die Würze und gießt alles warm über die Heringe, die fünf bis acht Tage darin liegen müssen und dann servirt werden.

Grünkohl mit Rahm. Der Grünkohl wird von den tielen gestreift, in siedendem Wasser ziemlich weich gekocht, abgetropft,